

bei aktuellen politischen Themen (besonders in Kanada) interessant. Das gilt sowohl theoretisch (etwa zum Thema Multikulturalismus), als auch praktisch (als Gründungsmitglied und zeitwillig stellvertretender Vorsitzender der sozialdemokratischen New Democratic Party in Kanada). Diesem Thema widmen sich die beiden letzten Beiträge des Bandes. Neben einem Überblick zu den besonderen Problemen Kanadas und Taylors Stellungnahmen dazu, liefern sie auch wichtige Einsichten in allgemeine Probleme des Föderalismus und von multikulturellen Gesellschaften.

Insgesamt ist Bohmann und seinen Koautorinnen und -autorinnen ein großer Wurf gelungen. Die eingangs angesprochene Formel „wie wir leben wollen“ finden sie zwar nicht; Taylor selbst findet sie auch nicht und sie dürfte unter den individualistischen Bedingungen der Moderne kaum zu finden sein. Aber immerhin gelingt es, den Lesern und Leserinnen ein abgerundetes Bild von Taylors politischem Denken zu präsentieren. Seine Auffassungen zu Gesellschaft, Gemeinschaft, Demokratie und den Gefährdungen, denen sie ausgesetzt sind, werden deutlich herausgearbeitet. Allerdings leidet der Band auch an einem Mangel, der vielen Büchern dieser Art zugrunde liegt – nämlich an Systematik. Der Herausgeber ist kaum in der Lage, inhaltlichen Einfluss auf die einzelnen Beiträge zu nehmen. Die Autoren und Autorinnen erklären alles, was sie für den von ihnen bearbeiteten Aspekt der Theorie für bedeutsam halten. Der Preis ist deswegen einerseits ein hohes Maß an Redundanz: Der Leser muss sich zentrale Aspekte der Theorie mehrmals erklären lassen. Andererseits werden wichtige Teile des Gedankengebäudes etwas zu unterbelichtet dargestellt (in diesem Fall Taylors Konzept der Anerkennung und der Autonomie). Ein wenig mehr Abgrenzung der Themenbereiche hätte das Lesen und den Überblick sehr erleichtert.

München

Markus Schütz

Ein verletzliches Imperium sucht Rat

Huhnholz, Sebastian: Krisenimperialität. Romreferenz im US-amerikanischen Empire-Diskurs, 454 S., Campus, Frankfurt a. M./New York 2014.

Die Prämissen der Geschichtsphilosophie sind tot, aber ihre Konsequenzen laufen weiter. So könnte man einen Satz Arnold Gehlens abwandeln, um

die innere Spannung zu benennen, von der Sebastian Huhnholz' Untersuchung lebt. Man könnte sie eine Problemstudie nennen oder auch ein wissenschaftliches Großessay, das sich auf nicht ganz vierhundert äußerst dicht beschriebenen Seiten einem unermesslichen Problem nähert, der Fortwirkung des römischen Imperiums im politischen Denken und Handeln der USA. „Die Antike ist die älteste ideologische Machtressource der Moderne“ (S. 15). Doch mehr noch: Die Antike ist das Medium einer nach Theodor Mommsen vielleicht überhaupt nur noch indirekt möglichen Rede über imperiale Herrschaft, der die angeblich klaren, eindeutigen Unterscheidungen des Staatlichen immer schon fehlen. Es geht um Vorbedingungen, Kontexte und die politischen Konsequenzen imperialer Geschichtsdeutung und imperialer Legitimationsstrategien, und Huhnholz stellt alldem Heiner Müllers lakonischen Satz voran: „Die Geschichte reitet auf toten Gäulen ins Ziel“. – Ins Ziel? Damit sind wir, gut zwanzig Jahre nach Francis Fukuyamas inzwischen gerne als Lachnummer herumgereichten Mitteilungen von der Zieleinfahrt, mitten in einer politischen Theorie der Gegenwart. Unilateralismus, Hegemonie, Ende der Pax Americana, Neoliberalismus, Neokonservatismus, Achse des Guten, Römer und Barbaren, Falken und Tauben – die Einleitung (S. 13–31) sortiert die Deutungsangebote.

Durchgängig verschränkt die Studie die Aufarbeitung der amerikanischen Selbstreflexion einer imperialen Stellung mit einer Kritik des europäischen Amerika-Diskurses. Dabei fragt sie aber stets unterschwellig nach der Möglichkeit und Stellung geschichtsphilosophischer Motive im politischen Denken der Gegenwart und gewinnt daraus zugleich, verdichtet im zweiten Teil, Einsichten für eine historische Komparatistik imperialer Machtentfaltung und des auswärtigen Handelns republikanischer Gemeinwesen. Nach einem ersten Teil, der die Leitbegriffe der Studie einführt, leistet der zweite die herrschaftstheoretische Grundlegung; er befasst sich mit der Konstruktion globaler Ordnung im imperialen Denken, leistet begriffliche Grundlagenarbeit zu Machtformen jenseits von Hierarchie und Kooperation in der internationalen Ordnung. Der dritte Teil behandelt die Funktion von republikanischen und imperialen Motiven im politischen Denken der amerikanischen Gründerzeit aus ideengeschichtlicher Perspektive. Huhnholz zeigt, wie Annahmen über die autokratische Entartung der römischen Republik in die Ausformung des Mischverfassungsideals eingingen. Denn: „Antikes war den Gründervätern keineswegs bloß

politische Metapher. Antikes war kein eitles Symbol und keine pompös zur Schau gestellte Monstranz der Bildungsaristokratie. Im Gegenteil: Da es noch nicht zur Herausbildung eines verwissenschaftlichten Verständnisses der Antikenrezeption gekommen war, konnten ‚die Alten‘ oder ‚die Klassiker‘ auf natürlich erscheinende Weise mit von der Partie sein“ (S. 363). Der Gegensatz von Imperium und Republik spielte freilich in der Frühzeit gerade keine Rolle, wurde vielmehr erst im Laufe der Raumexpansion des 19. Jahrhunderts politisch und metapolitisch virulent. Das daraus amalgamierte „Republican Empire of Liberty“ galt als letztes Rom und erhielt gerade im 20. Jahrhundert seine geschichtstheologische Aufladung (S. 239–254); der „american exceptionalism“ machte so ex post die Revolution zur „Finalisierungsinstanz der Weltgeschichte“ (S. 244). Der vierte Teil führt zurück in die Gegenwart und kann als Ertrag der ideengeschichtlichen Teile zeigen, dass die Selbstreflexion des verunsicherten Hegemons nach dem 11. September auf einen eigenständigen Begriff des Imperiums rekurriert (bes. S. 331–338), den europäische Beobachter nicht schon dadurch ‚verstehen‘, dass sie ihn verfassungsnormativ, menschen- oder völkerrechtlich zurückweisen. Jedenfalls kann Huhnholz plausibel machen, dass die Erfahrung der Verletzlichkeit nach 9/11 das antike und das gegenwärtige Imperium überhaupt erst vergleichbar und dadurch die Romreferenz politisch so brisant gemacht hat (S. 388).

Ein Kunststück wissenschaftlicher Prosa ist der Exkurs über die „frontier“. Sie, der offene Raum, in den hinein sich das Imperium entfaltet, sei das eigentlich Neue des amerikanischen gegenüber dem römischen Imperium. Die amerikanische Historiographie beginnt, nach dem Verblassen der republikanischen Ideale der Gründerzeit, mit dieser Erkenntnis, dass der Übergang vom beherrschten zum unbeherrschten Raum fließend sein muss (S. 260–263). Nach der Besiedelung des Westens bedeutete das: „Es bedurfte [...] neuer Räume, in denen der sich amerikanisierende Amerikaner seinen Individualismus in der Bezwingung von Wildnis entdecken, sich im Kampf gegen Wilde stählen, seine republikanische Tauglichkeit heranreifen lassen konnte“ (S. 264). Neue Räume: *empires of production and consumption* (S. 267), der Weltraum, und, nach dem Fehlschlag der Raumfahrt, wieder der Nahe Osten. Souverän entzieht sich Huhnholz einer bloßen Nacherzählung solcher Studien; er kann sie in den popkulturellen Spuren, die sie hinterlassen haben, umso eindrucksvoller zeigen.

Dabei kommt dem Autor seine Fähigkeit zugute, das Ernsteste unernst und das Unernsteste ernst zu nehmen, wenn er lakonisch über die Neuermessung imperialer Politik in den Fortsetzungen der Star Trek-Reihe aufklärt oder es versteht, ganze Genres gekonnt zu ironisieren (S. 270–275). Überhaupt ist die Einbeziehung der populären Sachbuchliteratur ein eminenter Vorzug. Gerade angesichts solchen Materials hätte der Verlag allerdings auf einem Sach- und Personenregister bestehen müssen.

Nach Carl Schmitt („Gespräch über die Macht und den Zugang zum Machthaber“, 1954) muss, wer über Macht spricht, offenlegen, ob er selbst mächtig oder ohnmächtig ist. Niemand freilich hat diese Regel tiefsinniger verletzt als Schmitt selbst; und seine Einsicht, dass die Geschichte der Imperien an deren Rändern von ihren Besiegten geschrieben wird, liefert auch gleich die Rechtfertigung dafür. Und so ist es nicht das kleinste Verdienst dieses Buches, nicht zu leugnen, dass es unmöglich ist, über imperiale Herrschaft von einem äußeren, distanzierten Standpunkt aus zu sprechen. Huhnholz' Buch nutzt diese Unmöglichkeit produktiv und überlässt es dem Leser, wie er es bei seinem Gegenstand mit Karl Marx hält, nach dem sich bekanntlich alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen einmal als Tragödie, das andere Mal als Farce ereignen.

Berlin

Florian Meinel

Terror als Potenzialität und Exzess

Ugilt, Rasmus: The Metaphysics of Terror. The Incoherent System of Contemporary Politics, 224 S., Bloomsbury, London 2014.

Der dänische Philosoph Rasmus Ugilt unterbreitet mit seiner Studie „The Metaphysics of Terror“ eine philosophische Gegenwartsanalyse, die darüber aufklären soll, welche metaphysischen Prinzipien das Denken und Handeln von Politik und Gesellschaften im ‚Zeitalter des Terrors‘ bestimmen. Ugilt will in einer philosophischen Kritik darlegen „in what way terror can [...] be said to think in us“ (S. 31).

Der Autor ist sich bewusst, dass ein solcher Versuch nicht dem philosophischen Zeitgeist entspricht und als versponnen gelten mag. Er verwendet deshalb viel Mühe darauf, verständlich zu machen, dass er keine klassische ‚erste‘